In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 121. Posen, den 15. November 1927. Nr. 121.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

40. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Ihre Zuversicht ehrt Sie und zeigt mir, daß Sie ein Mann sind, der an sich glaubt! Aus solchem Holz werden nur die ganz Großen geschnitzt!"

Beethoven wurde über und über rot.

„Exzellenz, ich hätte einen Wunsch, aber ich fürchte, unbescheiden zu erscheinen, wenn ich ihn bei meinem ersten Besuche auszusprechen wage."

„Sprechen Sie immerhin, lieber Beethoven!"

„Ich möchte zu Ihrem „Faust" eine Musik schreiben!" stieß Beethoven rasch und heftig hervor. „Diese Dichtung hat mich begeistert und . . ." Er brach ab.

Goethe, der ruhige und gesetzte Herr Staatsminister, war aufgesprungen und hastig einige Schritte im Zimmer auf und ab gelaufen, was Beethoven mit erstaunten Augen verfolgte. Hatte er vor dem mächtigen Manne mit diesem Ansinnen etwa zu viel gewagt?

„Wo denken Sie hin, Beethoven," rief Goethe überlaut, um von Beethoven gewiß verstanden zu werden, „mein „Faust" braucht außer den bereits vertonten Stellen keine Musik, und ihn zu einer Oper zu gestalten, dazu erscheint er mir denn doch zu gut."

„Exzellenz, an eine Oper denke ich nicht, wiewohl ich kein herrlicheres Sujet für eine solche wüßte, als das Drama Gretchens, eine Gestalt, in der so viel Musik liegt! Exzellenz kennen doch meine Musik zu Ihrem „Egmont"?"

„Gewiß kenne ich sie und schätze sie ungemein hoch, besonders die herrliche Ouvertüre, welche das ganze Drama versinnlicht und prächtig vorbereitet!"

„Nun, denken Exzellenz, wenn ich mein ganzes Können daransetzen würde, ein gleiches oder wohl noch weit besseres für den ‚Faust' zu schaffen?"

Goethe überlegte einige Augenblicke lang stumm, dann schüttelte er heftig den Kopf. „Nein, nein! Das geht nicht, das ist etwas ganz anderes!" Er senkte nachdenklich das Haupt, als wäre er trotz seiner lebhaften Abweisung doch noch unentschlossen. Dann sagte er sanft: „Gehen wir zu etwas anderem über, Herr van Beethoven! Haben Sie sich schon Quartier besorgt?"

Beethoven hatte in seiner Verblüffung über diese lebhafte Ablehnung die letzte Frage überhört, so daß Goethe dieselbe wiederholen mußte.

„Ich kam eben von Teplitz hier an," sagte er noch ganz befangen.

„Ich hoffe, daß Sie wenigstens ein paar Tage hierbleiben, damit ich mit Ihnen über dies und das reden kann. Auch ist der kaiserlich-österreichische Hof zurzeit in Karlsbad — apropos, wie stehen sie mit diesem?"

Beethoven war von dieser Frage überrascht. Was sollte er dem Dichter, der daheim in Weimar ein vollendeter Hofmann war, antworten, ohne seine Anschauungen in diesem Belange zu verletzen?

„Gar nicht, Exzellenz! Der Kaiser hat für Musik nicht viel übrig, und so stehe ich zu ihm und seinem Hof in gar keiner Beziehung!"

Goethe schüttelte befremdet das Haupt.

„Vielleicht läßt sich darin Wandel schaffen? Ich will es versuchen!"

„Ich denke, es wird vergebliche Mühe sein, Exzellenz! Des Kaisers Bruder, Erzherzog Rudolf, der mein Gönner ist, hat schon sein möglichstes getan, doch ohne Erfolg."

Vielleicht geht es dennoch? Jedenfalls lege ich Wert darauf, mich einige Tage Ihrer Gesellschaft zu erfreuen, Herr van Beethoven. Wollen Sie am Abend mit mir speisen? Dann besprechen wir auch das Weitere miteinander!"

Beethoven, der den Olympier wegen der Angelegenheit des „Faust" bereits erzürnt glaubte, war von dieser Wendung der Dinge hoch erfreut und sagte bereitwilligst zu.

„Also, darf ich Sie um sechs Uhr bei mir erwarten, Beethoven? Wir werden ganz unter uns sein, denn ich will mich einmal gründlich über die Musik und ihr Wesen informieren lassen, und dazu scheinen gerade Sie mir der richtige Mann! Also, um sechs Uhr sehe ich Sie wieder hier!"

„Es wird mir eine hohe Ehre sein, Exzellenz," sagte der beglückte Beethoven, drückte warm und kräftig die ihm dargereichte Hand Goethes, der ihn freundlich bis an die Tür des Salons begleitete und ihn dort mit einem gnädigen Kopfnicken entließ — nun wieder der stolze Herr Staatsminister.

Beethoven schwebte wie auf Wolken von dannen.

Eines so gnädigen Empfanges bei dem Dichterfürsten, dem stolzen Goethe, hatte er sich nicht versehen, und daß er ihn zum Bleiben eingeladen, schien ihm eine ganz besonders ehrende Auszeichnung. Beethoven war überglücklich und ging lächelnd und trällernd durch die Straßen dahin, daß die Vorübergehenden ihn verwundert ansahen. Wußte doch keiner, daß er eben von Goethe kam . . .

Rasch hatte er sich ein Zimmer besorgt, was in dem Kurort ein leichtes war, und nachdem er eine Botschaft nach Teplitz gesandt hatte mit dem Ersuchen, ihm zum anderen Tage etwas Leibwäsche und sein Toilettennecessaire nach dem Hause „Zur Lilie" zu übersenden, machte er sich zunächst auf einen Spaziergang, um seine Freude und Glückseligkeit ins Freie hinauszutragen. So viel Seligkeit hatte Beethoven seit langem nicht empfunden, und in dieser dionysischen Stimmung wanderte er weit hinaus in das reizvolle Tepltal. Der munter rauschende Fluß war sein Pfadweiser, und er schritt fürbaß, als gehörte die ganze Welt an diesem Tage ihm.

Wien und alles böse Leid, das ihm in den letzten zwei Jahren dort geworden, war vergessen, und sein einziger Gedanke war nur der große Goethe im Hause „Zu den drei Mohren", der ihn für sechs Uhr zum Speisen eingeladen hatte.

Beethoven war weit ins freie Land hinausgekommen, nachdem er mehr als zwei Stunden dahingewan-

dert war, als er sich erinnerte, daß er nun auch an die Rückkehr nach Karlsbad denken müsse. Er sah erschrocken auf seine Uhr und machte rasch kehrt, um nun, diesmal dem Lauf des munteren Flusses folgend, zur Stadt zurückzukehren. Er mußte wohl pünktlich bei Goethe erscheinen.

Jetzt erst fiel ihm ein, daß er im Ueberschwang seiner freudigen Gefühle an Speise und Trank völlig vergessen hatte und doch nicht ausgehungert zu dem Gastgeber kommen durfte. Er sprach bei einem Bauernhause vor, wo er sich ein Glas Milch und ein Stück Brot geben ließ, worauf er frohgemut die Tepl entlang wanderte und, ohne eine Ermüdung zu spüren, vor dem Hause „Zur Lilie" eintraf. Er reinigte Schuhe und Kleider vom Staub seiner langen Wanderung und verließ knapp vor sechs Uhr sein Quartier.

Mit dem Schlage der sechsten Stunde trat er in das Heim Goethes ein.

Goethe saß in einem Lehnstuhl vor dem Fenster und las einen Brief seines treuen Freundes Zelter, als Beethoven bei ihm erschien. Rasch erhob er sich und ging seinem Besucher entgegen, den er herzlichst begrüßte. Sofort war ein Gespräch im Gang, und während die Aufwärterin die einzelnen Gänge des reichen Mahles servierte und die beiden Speise und Trank mit Behagen zusprachen, sprangen sie, Goethe zumeist fragend, Beethoven mit Eifer antwortend, von Thema zu Thema, bis sie auf die Musik und das musikalische Schaffen zu sprechen kamen. Da war Beethoven ganz in seinem Element, und da Goethe die Themen hervorholte, die ihm Bettina im Vorjahre in ihren Briefen angeschlagen hatte, konnte Beethoven seine damaligen Aeußerungen des weiteren ausführen, und er fand an Goethe einen dankbaren und ungemein verständnisvollen Zuhörer. Es war neun Uhr geworden, als Goethe das Zeichen zum Abbruch gab.

„Ich bin gewohnt, um diese Stunde allein zu sein und Briefe zu schreiben oder zu arbeiten, auch wenn ich die Kur gebrauche," sagte er, indem er sich erhob.

Rücksichtsvoll sprang Beethoven auf. „Wie Exzellenz es befehlen!"

„Wollen Sie mir morgen wieder das Vergnügen machen, Herr van Beethoven? Ich habe für den späten Nachmittag einen Wagen bestellt, um nach Bilin zu fahren. Mich interessiert die Gegend in geologischer und vulkanischer Hinsicht, und wenn Sie an der Fahrt teilnehmen, wird es sicher auch Ihr Interesse erwecken."

„Ganz gewiß, Exzellenz! Ich empfinde es als Auszeichnung, mit Ihnen eine solche Spazierfahrt machen zu dürfen und unseren Gedankenaustausch fortzusetzen."

„Also darf ich Sie um fünf Uhr erwarten, Beethoven?"

„Mit derselben Pünktlichkeit wie heute, Exzellenz!"

Sie schieden mit einem innigen Händedruck, und während Beethoven ganz beseligt von dem Eindruck des großen Dichters in sein Quartier eilte, setzte sich Goethe an seinen Schreibtisch und schrieb eine lange Epistel an seine Frau Christiane, in der unter anderem die schönen Worte vorkamen: „Heute war der große Tonkünstler Beethoven aus Wien bei mir zu Gaste. Ein prächtiger, aber etwas eigenartiger Mensch. Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderlich stehen muß."

Am nächsten Tage machten Goethe und Beethoven die besprochene Fahrt nach Bilin, auf der Beethoven Goethe sein ganzes inneres Wesen offenbarte und um die Gnade bat, von dem Dichter mit einem Gegenbesuch beehrt zu werden. Er habe ein Klavier, das in Goethes Heim nicht vorhanden war, und wolle dem hohen Freunde doch auch eine Probe seiner Kunst geben. Goethe sagte mit Freuden zu.

Am 21. Juli in der Mittagstunde fand dieser denkwürdige Besuch des größten Dichters bei dem größten Musiker statt, und Beethoven spielte mit einem Brio, wie er es kaum noch gezeigt; es war wohl die herrlichste, hinreißendste Stunde seines Lebens. Goethe dankte überschwenglich und schrieb in sein Tagebuch:

„21. Juli ... Besuch bei Beethoven. Er spielte köstlich."

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber schon der nächste Tag sollte einen bösen Riß in die angeknüpften herzlichen Beziehungen der beiden Männer bringen, deren Wesen trotz so vieler Gemeinsamkeit in ihrer Bedeutung und in ihren Anschauungen doch ein grundverschiedenes war. Goethe war und blieb immer der Aristokrat und Hofmensch, der die Huldigungen der Mitwelt als etwas Selbstverständliches hinnahm, während Beethoven in seinem Innersten stets der Demokrat und das ungebändigte, allem äußeren Zwange abholde Genie war. Beethoven ging, in Gedanken vertieft, in den Parkanlagen an der Tepl spazieren, als er sich plötzlich angerufen hörte. Es war Goethe, der auf einer Bank gesessen hatte und der nun, erfreut über das unvermutete Zusammentreffen, beschloß, mit Beethoven zusammen die Promenade fortzusetzen.

Sie gingen Seite an Seite dahin, und mit scheuer Ehrfurcht sahen die anderen Promenierenden auf das berühmte Paar hin, Goethe in seiner hoheitsvollen, würdigen Erscheinung und den etwas zappeligen, nervösen Beethoven, der äußerlich so ziemlich das Gegenteil von jenem war. Man grüßte den weltberühmten Kurgast Karlsbads und belächelte seinen etwas bizarren Begleiter, dessen Bedeutung nicht allen bewußt war. Sie sprachen miteinander nicht viel, denn im Freien war Beethovens Gehör noch schlechter als im geschlossenen Raum, und so kam es, daß nur gelegentlich im Stehenbleiben einige Worte gewechselt wurden. Sie kamen zum Ende der Promenade, und Goethe bemerkte, daß in der Ferne das Publikum respektvoll zur Seite des Gehweges zurückwich, um einer herannahenden Gruppe entsprechend Platz zu machen.

Es war Kaiser Franz an der Seite seiner Gemahlin, die, begleitet von einem Adjutanten und einer Hofdame, soeben die Karlsbader Kurpromenade herunterkamen.

„Ihre Kaiserlichen Majestäten kommen!" rief Goethe Beethoven ins Ohr.

„Nun, was ist da weiter dabei, Exzellenz!" erwiderte Beethoven brummend.

Goethe sah ihn mit einem vorwurfsvollen Blick an.

„Wir müssen Ihnen doch unseren Respekt bezeigen, Beethoven!"

„Gehen wir nur ruhig weiter, Exzellenz!"

„Und ruhig schritt Beethoven in der Mitte des Weges weiter, den bereits nahe herangekommenen Allerhöchsten Herrschaften entgegen.

Goethe mußte, um kein Aufsehen zu erregen, mit ihm weitergehen.

Die Höchsten Herrschaften waren auf einige Schritte nahegekommen und grüßten leutselig und herablassend das Kurpublikum, das zu beiden Seiten des Promenadenweges ehrfurchtsvoll Spalier machte und sich tief verbeugte.

Goethe schritt kurz entschlossen von der Mitte des Weges, wo er sich mit Beethoven befand, auf die Seite, machte Front und begrüßte mit einer tiefen Verbeugung das Kaiserpaar, das mit seiner Begleitung den Weg fortsetzte.

Beethoven war stumm und trotzig in der Mitte des Weges stehen geblieben.

Die vier Personen, die dicht aneinander gingen, waren nun zu Beethoven gelangt, doch dieser blieb in der Mitte stehen, ohne nur im geringsten Miene zu machen, auszuweichen.

Entsetzt über das Schauspiel starrte Goethe und auch die nächsten Umstehenden auf die Gruppe und sahen mit Staunen, daß das Kaiserpaar ausweichen mußte, um an Beethoven vorüberzukommen, der ein

trotziges Lächeln auf den Lippen, wie eine Statue dastand und für das Monarchenpaar nicht den geringsten Gruß hatte.

Kopfschüttelnd ging Kaiser Franz vorüber, befremdet sah die Kaiserin auf den rüden Sonderling, der nicht einmal einem Kaiser auswich und diesen keines Grußes würdigte.

Goethe war außer sich. Das mußte in seiner Gesellschaft passieren, ihm, dem gewiegten Hofmenschen und Staatsminister, der eben erst der Kaiserin Huldigungsgedichte gewidmet und der nun einen solchen empörenden Affront für die Allerhöchsten Herrschaften mitzumachen gezwungen war . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Skandalophon.

Von C. K. Roellinghoff.

Edmund Meisel konstruierte ein Orchester-Instrument, das die Geräusche des Alltags täuschend wiedergibt.

Noch ist an unserer Musik
Verloren nicht Malz und Hopfen —
Jetzt kriegt die Morgenstimmung von Grieg
Sechs Takte Teppichklopfen! . .

Laß fahren Orgel und Spinett,
Laß sein das Trompetenkieksen
Und spiel' mit Muttern das Duett
Für zwei Konservenbüchsen!

Vierhändig tritt mit deiner Braut
Die Suite für Nähmaschinen,
Ihr dritter Satz ist aufgebaut
Aufs Kreischen von Trambahnschienen.

Brich deine Geige übers Knie,
Und auch das Cello stört so —
Spiel doch die Landtagssinfonie
Mit dem launigen Backpfeifenscherzo!

Kennst du das Tellerklirrquartett
Und die Pfropfenknallsonate,
Das Stiefelknarrenmenuett
Und die Staubsaugerkantate?

Sollt' ich nun das Orchesterspiel
Als neuen Beruf ergreifen, —
Ich schließ mich an dem neuen Stil
Und möcht' auf dem Hausschlüssel pfeifen! . . .

(B. Z. am Mittag.)

Der Blinde und die anderen.

Von Oskar Baum.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der in Prag lebende Dichter Oskar Baum, ist in seiner frühen Kindheit erblindet.

„Nicht der Preis des Dichters, nicht die Farbe des Malers sind der tiefste Ausdruck dessen, was das Licht der Augen bedeutet, sondern das stumme Sehnen derer, die es einst besessen und verloren haben," schreibt Albrecht Graefe, der Begründer der Augenheilkunde; einer also, der die Blinden kennen sollte. Und er drückt mit diesen Worten aus, was auch heute noch und wohl eine geraume Zeit in gebildeten Kreisen über den Blinden gedacht wird. Eine ewig gedrückte Jammergestalt schwebt jedem vor, dem man von einem Blinden spricht. Und es gehört durchaus in dieselbe Richtung, wenn scheinbar im Gegensatz hierzu ein moderner bedeutender Ophthalmologe, Prof. Theodor Axenfeld mit wissenschaftlicher Sicherheit behauptet: „. . .daß, wer nie gesehen hat, die Sehnsucht nach dem Licht überhaupt nicht kennt."

„In diesem subjektiven Sinn," fährt er fort, „gehören die Blindgeborenen und Früherblindeten oft zu den glücklichsten Menschen. Solchen Seelenfrieden wie bei ihnen findet man selten. Ein Fragen, ein Streben hoch hinaus gibt es für sie kaum."

Axenfeld versteht aber das Glück dieser Menschen auf recht eigenartige Weise, da er in derselben Protektoratsrede, der ich jene Aeußerung entnehme, weiterhin sagt: „Der Blinde ist in der Kunst durch seine enge Erfahrungswelt nicht als Produktiver hoch emporgelangt. Er vermag höchstens sein Leid in ergreifenden Klagen zu schildern. Ein so licht- und lebensfrohes Werk wie das Homers kann von einem Erblindeten nicht geschrieben sein."

Diese Widersprüche in den Ansichten eines Mannes, der so gründlich und gewissenhaft zu denken gewohnt ist, sind bezeichnend für die geradezu traditionell festgelegte Willkürlichkeit und Oberflächlichkeit in der Beurteilung der Blindenpsyche.

Ich finde nur einen Erklärungsgrund für das Urteil dieser Gelehrten: sie kamen nur mit solchen zusammen, die dem Dunkel entgingen oder ihm zu entrinnen trachteten. Wenn aber von Blinden die Rede ist, so sollte vor allem nur der in Betracht kommen, der sich das Leben nach seinem Schicksal zugeschnitten hat und gleichsam hineingewachsen ist wie in ein Kleid, das ihm nun vollkommen angemessen erscheint.

In Wahrheit sehnt sich der Blindgeborene nach dem Licht weit mehr als der, der es erst bei wachem Bewußtsein verloren hat. Das Sehnen nach dem Unbekannten, Unbegreiflichen, von dem so viel und voll schwärmerischer Begeisterung geredet wird (man denke an Melchthals Hymne an das Licht!), ist ungleich intensiver als das Verlangen nach dem wohlbekannten ehemaligen Besitz. Die Empfindung des lichtlos Geborenen hat etwas Mystisches, religiös Inbrünstiges; die des Späterblindeten ist nicht viel mehr als das Bedürfnis, einen überaus nützlichen Gebrauchsgegenstand wiederzufinden. Aber auch bei den Blindgeborenen darf man sich das Verlangen nach den Farben der Welt nicht als führende Melodie ihres Lebens denken Sie sind durchaus nicht mit dem Gefühl der Minderwertigkeit, des eingesperrten, gleichsam abgeteilten Lebens behaftet, daß der Sehende ihnen als selbstverständlich anzumerken glaubt. Vielmehr ist es nur zu begreiflich, daß der Blinde im allgemeinen den allerextremsten Standpunkt auf der andern Seite seinen Fähigkeiten gegenüber einnimmt. Ich erinnere an den Ausspruch der Helen Keller: „Der Tastsinn bringt dem Blinden manche süße Gewißheiten, die unsere glücklicheren Mitmenschen entbehren müssen, weil ihr Gefühl nicht ausgebildet ist. Wenn sie sich etwas ansehen, stecken sie ihre Hände in die Taschen. Dies ist ohne Zweifel ein Grund, warum ihr Wissen oft so unbestimmt, ungenau und zwecklos ist." Der kindliche Hochmut dieser Zeilen ist nicht affektiert und nicht aus bewußter Freude am Anderssein zu erklären; er ist sicherlich die volle Ueberzeugung des sonst so verständnisvollen und gar nicht einseitigen Mädchens. Diese Ueberzeugung ist darum weniger für sie als für den Blinden im allgemeinen charakteristisch und für die Stellung, in die ihn der Sehende gedrängt hat. Denn diesen Hochmut besitzt in irgendeiner Form jeder Blinde: „Aber das und das hast Du nicht, Du Sehender, das kannst Du doch nicht," setzt er dem Vollsinnigen als Panzer entgegen, so sehr ist es ihm eingewurzelt, dem Mitleid oder sonst einer Form von Herabsetzung entgegenzutreten. Der berühmte, seit seinem ersten Jahr erblindete Mathematiker Saunderson, Professor der Universität zu Cambridge und Freund Newtons, rief aus, als man ihm berichtete, daß seine neugeborene Tochter das Augenlicht besitze: „Das ist nicht die Hauptsache! Wenn nur auch ihr Geist sehen wird!"

Der geradezu aggressive, fast verächtliche Spott, mit dem der Blinde die Behandlung des Sehenden oft entgegennimmt, die künstliche Ueberlegenheit, die besonders von seinen Lehrern nicht selten unangenehm empfunden und als Undankbarkeit gedeutet wird, läßt sich nur richtig begreifen und behandeln, wenn man das zuzeiten sich übermäßig steigernde Verlangen nach Selbständigkeit und Ebenbürtigkeit als Hintergrund einschätzt, von dem alle Wünsche und Hoffnungen sich abheben . . . Aber soll er sich denn auch gar nicht wehren? In aller Ernsthaftigkeit wurde von ihm z. B. behauptet, daß es nur zwei uneingeschränkte Glücksgefühle für ihn gibt: Eine wohlbesetzte Tafel und die Hoffnung auf Entschädigung im Jenseits. Es gehört dies mit zu der nahen Nachbarschaft des Idioten, zu der ihn die schnellfertige Meinung der vollsinnigen Mitwelt so gern verurteilt. Dies ist eines der beschämendsten Kapitel in der langen Geschichte der Verbrechen aus Gleichgültigkeit.

Es gibt über zwei Millionen Blinde auf der Welt. Das ist etwa die Kopfzahl der norwegischen Nation oder der Deutschen in Böhmen. Ich denke, es könnte der Mühe wert sein, sich mit dem Leben und den Lebensmöglichkeiten einer solchen Menge unvollkommen ausgerüsteter Existenzen zu beschäftigen, aus deren Mitte mancher reiche Geist die Menschheit zu Dank verpflichtet hat. Aber man begnügt sich damit, nur diesen reichen Geistern, der hervorstechenden Zierden der Blindenwelt, eine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man weiß, daß Fawcett, seit seinem achtzehnten Jahre blind, ein bedeutender Fachschriftsteller und Parlamentarier, 1880 von Glastone zum Generalpostmeister von England ernannt wurde. Und man begreift kaum, daß ein so modernes, verwickeltes Verkehrswesen wie das Englands von einem Blinden geleitet werden konnte; und doch gilt seine Amtszeit allgemein als eine glückliche und war voll Reformen. Man weiß, daß Alexander von Rodenbach, seit seinem zweiten Jahre des Lichts beraubt, als Parlamentarier und sozialpolitischer Schriftsteller eine führende Rolle in der Welt der Politik geführt hat. Man kennt Milton, glaubt gern an die Sagen um Ossian und Homer. Ja man ist durchaus geneigt, unter den Blinden ganz überragende märchenhafte Persönlichkeiten zu sehen, große leuchtende Ausnahmen: das Genie.

Hier sind die zwei Typen des Blinden, die bisher verstanden und anerkannt wurden: Der Idiot und das Genie. Der Mittelmäßige, der Durchschnittsmensch, der der Blinde ja durchschnittlich doch auch ist, findet keinen Boden. Auf seine Kosten wird das Piedestal des Genies noch um ein paar Zoll erhöht, die Zahl der Idioten vertausendfacht. So muß der Blinde wahrhaft vor allen fühlen, daß es in seinem Verhältnis zu den anderen wie im Verhältnis jedes Einzelnen zur Allgemeinheit nur ein Ziel, ein Glück, eine Ehre von letztem Bestand gibt: Nicht mehr und nicht weniger zu scheinen, als man ist.

Schauspielergeschichten.

Bei einem Gastspiel Alexander Moissis trug sich ein lustiger Zwischenfall zu. Der Künstler gastierte in verschiedenen Stücken, u. a. im „Lebenden Leichnam" in den „Gespenstern", „Hamlet" und spielte auch Richard II. In dieser Rolle wird der Ermordete von vier Bewaffneten auf die Bühne gebracht. Einer von diesen muß etwas allzu kräftig angepackt haben, denn plötzlich stieß Moissi einen halblauten Schmerzensruf aus, der aber durch das ganze Theater drang. Ein Herr im Parkett gab seiner Verwunderung lauten Ausdruck: „Nanu, spielt er jetzt auf einmal den lebenden Leichnam?" Die Stimmung war nicht mehr zu retten.

. . . Von der berühmten französischen Schauspielerin, die als kleine Nachtlokalsängerin begann, Cécile Sorel, wird ebenfalls ein lustiges, wenn auch reichlich boshaftes Geschichtchen erzählt. Sie ließ sich, als sie wirklich schon nicht mehr ganz jung war und der Volksmund sie Senile Sorel nannte, von einem Graf Ségur entführen, der sie dann heiratete. Da der Graf jedoch erst 35 Jahre alt war, während ihr 62 Lenze nachgesagt wurden, hatte das ungleiche Paar im Handumdrehen seinen Spottnamen weg. Da nämlich ein Pariser Telephonamt den Namen „Ségur" hat, bezeichnete man die beiden einfach als „Ségur 35-62".

. . . In England hat sich die Sitte eingebürgert, bei Hamletaufführungen den Totengräber zu einer komischen Figur zu machen, der auch der dürftigste Varietétrick gestattet ist. So erzielte zum Beispiel ein Totengräber stürmischen Lacherfolg, weil er bei seiner Arbeit eine Weste nach der anderen auszog. Dieser selbe Schauspieler Edward Wright mit Namen, machte eine Gastreise durch ganz England, weil bei dem Publikum seine Wiedergabe der Rolle so großen Beifall fand. Bei diesen Gastspielreisen kam er einmal auch nach Nottingham, wo der ausgezeichnete Paul Badford bisher die Rolle des ersten Totengräbers gespielt hatte. Er mußte aber dem „gefeierten" Gast Platz machen und den zweiten Totengräber übernehmen. Edward Wright hatte ein halbes Dutzend Westen von verschiedenem Schnitt und verschiedener Farbe an, die er eine nach der andern ablegte. Und während er das Grab der armen Ophelia grub, brüllte das Haus vor Lachen. Das kam ihm selber beinahe unheimlich vor, denn einen solchen Erfolg wie in Nottingham hatte seine Nummer noch nie gehabt. Es lag aber eine besondere Erklärung dafür vor. Immer wenn Wright eine Weste auszog, zog Bedford sie an, und während der erste Totengräber immer dünner wurde, wurde der zweite immer umfangreicher. Bedford war es also eigentlich, dem das Gelächter galt. Edward Wright soll nicht sonderlich entzückt gewesen sein über diese Entdeckung. — In England ist es übrigens in dieser Szene auch vorgekommen, daß ein Schauspieler, eigentlich Mitglied des Balletts, kein Wort von der Rolle des Totengräbers wußte und die Situation dadurch rettete, daß er um Ophelias Grab einen Spatentanz aufführte!

Der berühmte Sänger Schaljapin hat einen Kammerdiener namens Pjotr, der, weil er der Diener des berühmten Mannes sein darf, an Größenwahn leidet. Eines Tages kommt ein Herr von der Presse, um Schaljapin zu interviewen. „Unmöglich," sagt Pjotr, „mein Herr ist gerade beim Umkleiden, aber Sie können alle nötigen Auskünfte von mir bekommen."

„Ah so! Welche künstlerischen Pläne hat der Meister denn für die Zukunft?"

„Im nächsten Monat reisen wir nach Mailand, wo wir in der Scala den Mephistopheles in Boitos Oper singen. Darauf sind wir nach London eingeladen, um ein Konzert im Beisein der Allerhöchsten Herrschaften zu geben, die uns zu hören gewünscht haben . . ."

In diesem Augenblick öffnet sich eine Tür und Schaljapin sieht herein.

„Das stimmt alles ganz genau. Aber wenn wir nach Mailand und London reisen, Pjotr, so vergessen Sie nicht, mich mitzunehmen!"

Aus aller Welt.

Uraufführungen in Mainz. Im Stadttheater Mainz (Intendant Edgar Klitsch) gelangt am 19. November die Opernlegende „Das Rosengärtlein" von Julius Bittner in neuer einaktiger Fassung zur Uraufführung. Die musikalische Leitung hat Generalmusikdirektor Paul Breisach inne; für die Inszenierung zeichnet Heinrich Köhler. Der Komponist wird der Aufführung seines Werkes beiwohnen. — J. O. Günthers Tragikomödie „Der große Wurf" wurde von Intendant Klitsch zur alleinigen Uraufführung für das Stadttheater Mainz erworben.

„Die Reformation in Heilbronn" als Drama. Wie die „Neckar-Zeitung" zu melden weiß, arbeitet der bekannte Herausgeber der „Zeitwende", Tim Klein, an einem dramatischen Festspiel, das die Reformation in Heilbronn zum Gegenstand hat und das 1928 oder 1929 in Heilbronn aufgeführt werden soll. Im Mittelpunkt des Werkes steht die Gestalt des Predigers Lochmann, der in den Glaubenskämpfen jener Zeit eine hervorragende Rolle spielte.

Händetrocknen ohne Handtuch. In den Waschräumen einer großen Fabrik bei Düsseldorf gibt es keine Handtücher! Wie trocknen sich denn die Tausende von Benutzern ihre Hände? Aus Schächten neben den Waschtischen strömt erwärmte, trockene Luft. Nach dem Waschen hält man die Hände einen Augenblick in den Luftstrom, und sofort sind sie trocken. Wer sonst in viel benutzten Waschräumen die Handtücher gesehen hat, wird dieses „Trockne mit Luft!" als einen hygienischen Fortschritt allergrößter Bedeutung freudig begrüßen.

Allerlei Wissen.

Direktorenwechsel im Regensburger Stadttheater. Direktor Ignaz Brantner scheidet mit Ende der Spielzeit 1927/28 auf eigenen Wunsch aus der Leitung des Regensburger Stadttheaters aus.

Dünnstes Gold! — Ein Hunderttausendstel Millimeter! Durch ein neues Verfahren gelang es Herrn Reg.-Rat Dr. Carl Müller, in der deutschen Physikalisch-Technischen Reichsanstalt Goldmembranen von etwa ein Hunderttausedstel Millimeter Feinheit zu gewinnen. Das bedeutet gegen bisher eine Verfeinerung um das Zehnfache! Ueber die technischen Ausnutzungsmöglichkeiten berichtet der Entdecker selbst in der Umschau. Aus beigegebenen Bildern läßt sich erkennen, daß so dünne Goldmembranen völlig durchsichtig sind.

Verschwinden der Blauäugigen. Gelehrte haben sich mit der Frage beschäftigt, woher es kommen kann, daß die Zahl der blauäugigen Menschen immer seltener wird, während die Zahl der braunäugigen zunehme? Verschiedene Gelehrte sind der Meinung, daß der große Zug der Bevölkerung zu den Städten die Ursache des allmählichen Verschwindens der blauen Augen sei. In jedem Falle ist es sicher, daß Land- und Seeleute, Menschen, die ihre Zeit mehr in freier Luft verbringen, meist blaue Augen haben.

Ein kluger Fisch. Die Tintenfischart Oktopus sichert sich auf eigenartige Weise ihre Beute, die Muschel Pinca nobilis. Sie wartet, mit einem Stein bewaffnet, bis die Muschel ihre Schale öffnet. Dann schiebt sie den Stein schnell zwischen die beiden Schalenhälften, so daß die Muschel diese nicht mehr schließen kann, und verzehrt dann in aller Ruhe ihre Beute.

Ein unbekanntes Requiem Haydns. — Uraufführung in Düsseldorf. Dem Generaldirektor Weisbach ist es gelungen, die Uraufführung des in Burghausen entdeckten Haydnschen Requiems in C-Moll für Düsseldorf zu sichern. Sie soll im städtischen Musikverein stattfinden und wird zweifellos eine große Menge von Interessenten des In- und Auslandes nach Düsseldorf ziehen.

Ersatz für Fensterglas. Die Nachteile des gebräuchlichen Fensterglases, das die ultravioletten Strahlen nicht durchläßt, sollen durch die Verwendung von besonderen Glasarten behoben werden. Versuche amerikanischer Laboratorien haben gezeigt, daß es in absehbarer Zeit gelingen wird, Glas auf den Markt zu bringen, das, als Fensterglas verwendet, die Heilstrahlen der Sonne durchläßt.

Fröhliche Ecke.

Ein alter Berliner Theaterdirektor. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts war mit der Leitung der königlichen Theater ein Herr Cerf betraut. Wie er dazu gekommen ist, wird wohl ewig dunkel bleiben. Seine Unbildung hielt musikalisch und literarisch das gleiche Niveau. Aber er scheint eben ein gerissener Routiner gewesen zu sein, und so konnte er sich eine ganze Weile in seiner Stellung halten. Außerdem liebte ihn Friedrich Wilhelm III. wegen seiner komischen Urwüchsigkeit. — Von diesem Manne existieren ein paar niedliche Anekdoten, die der Nachwelt erhalten werden sollten.

Eines Abends fuhr der König vor dem Theater vor und Cerf erschien zum Empfang am Wagen. Ein Schusterjunge lief vorbei und schrie: „Schafskopf!" „Majestät, er hat mir jemeint," tröstete Cerf den Monarchen.

Die Loge des Königs lag dicht bei der Bühne, und dieser hatte die Gewohnheit, sich ziemlich weit über die Brüstung hinauszulehnen. Als er dies eines Tages wieder einmal tat, bat ihn Cerf: „Majestät, bitte stecken Sie den Kopf nicht so weit vor, die Schweinigel von oben spucken immer runter."

Mit dem Komiker Beckmann war Cerf in lebhaften Streit geraten und hatte ihn entlassen. Als Abschiedsgruß empfing er von dem Erzürnten folgende hübsche Zeilen: „Herr Direktor Cerf! Sie sind Ritter des Adlerordens dritter Klasse, Leiter eines Theaters zweiter Klasse und ein Rindvieh erster Klasse."

Kriegsesperanto. Hallenser holen sich Material von einer Pionierkompagnie. „Gann 'ch 'ne Schrotsääche geborcht griech'n?" — „Bringst nacha aa z'ruck?" — „Wie meenste?" — „Z'ruck bringa sollst se!" — „Ich weeß nich, was de saachst!" — „Tout suite retour!" — „Ach so — reduhr bring'n soll ich die Sääche, no da saachs doch gleich!"

Examen. Professor: „Sie wissen also nicht, Herr Kandidat, wo Ihre Milz sitzt? Etwa da, wo Ihre Uhr steckt." — Kandidat: „Unmöglich, Herr Professor, meine Uhr ist im Leihhause."

Das Schlimmste. „Wie ich höre, mußte man Ihrem Gatten einen Arm amputieren. Wie schrecklich!" — „Ja, noch dazu, wo er sich erst am Tage vor dem Unfall ein paar nagelneue Handschuhe gekauft hat . . .!"

Braut und Freundin. Hat sich eine verlobt. „Dein Zukünftiger," spottet ein mißgönnisches Mädchen, „ist mein Gewesener." — „Ich habe auch niemals gehofft, in ganz Paris einen Mann zu finden, der dich nicht gekannt hat."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.